



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 28/ Dezember 2021 -

[Diese Email im Browser anschauen](#)

In dieser Ausgabe

Editorial

1. Fünf Fragen an Ingrid Paus-Hasebrink: „Medien nicht verurteilen, sondern sie als Chance für junge Menschen verstehen“

Medien spielen heute eine große Rolle - bei vielen Mentees und Patenkindern eine riesige. Was daran normal und wichtig ist, was gefährlich, wie soziale Benachteiligung hier hineinwirkt und wie Patinnen und Mentoren zu einer gelingenden Mediensozialisation beitragen können, das verrät eine Kommunikationswissenschaftlerin im Interview.

2. So wirkt's: Wenn sich Mentoring-Tandems auch über soziale Medien verbinden: Befunde und (Warn-)Hinweise für die Praxis

Tandems whatsappen und nutzen andere soziale Medien - so weit, so normal. Was daran Mentoring- und Patenschaftsförderlich ist, was weniger und inwieweit Programme und Projekte diese Kommunikationsschiene mitbedenken sollten, haben US-Forscherinnen auskundschaftet.

3. So wirkt's: Wenn die Unterstützung via Chat und Mail kommt: E-Mentoring zur Gesundheitsförderung junger Menschen mit unterschiedlichen Krankheiten und Behinderungen

Dass die Patenschaftswelt auf E-Mentoring aufmerksam wurde, lag schon an Corona. Eine neue Meta-Analyse, die untersucht, was technologiegestützte Patenschaften zur Gesundheitsförderung von Zielgruppen mit Erkrankungen und Behinderung beitragen können, zeigt: Man sollte es immer als

eigenständigen Ansatz mitbedenken.

4. Was kommt: Wenn Apps Tandems begleiten und vermessen: Kritische Aussichten auf neue denkbare Tools

Wer evaluieren will und muss, für den wäre es ziemlich verlockend, Tandems würden ständig über eine App dokumentieren, was sie so tun. Ein Zwischenruf dazu, warum das keine gute Idee sein könnte, im Gegenteil.

5. Aufgelesen: Der Sachverständigenrat Wirtschaft als weiterer ökonomischer Befürworter von Mentoring

Einschlägige Wirtschaftswissenschaftler:innen haben Mentoring für junge Menschen entdeckt. Jetzt hält es sogar ein berühmter Sachverständigenrat für erforderlich, darauf zu setzen. Wir zitieren die einschlägigen Stellen.

Vorschau

Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

noch so ein Corona-Weihnachten liegt hinter uns, aber eins war dabei mit Sicherheit wie immer:

Unterm Weihnachtsbaum werden viele medien-spezifische Geschenke gelegen haben. Zur Freude vieler Patenkinder und Mentees, doch nicht immer zur Freude von Mentorinnen und Paten.

Weil der Mediengebrauch durch Corona noch zugenommen hat, wollen wir uns in dieser Ausgabe damit auseinandersetzen. Eine einschlägig sachkundige Kommunikationswissenschaftlerin aus Salzburg haben wir unter anderem gefragt, was freiwillige Begleiter/innen zur gelingenden Mediensozialisation beitragen können, auch wenn sie ihr Gegenüber nur ein paar Stunden die Woche sehen. Botschaften, die sie gerne direkt an ihre Freiwilligen weiterleiten können.

Und da wir schon beim technologisch-digitalen Themen sind, werden wir zudem sondieren, was es eigentlich mit Tandems macht, wenn sie soziale oder digitale Medien nutzen. Über Whatsapp oder Instagram kommunizieren – ist das einfach ein Hilfsmittel oder doch auch ein Risikofaktor?

Dazu schauen wir auf eine neue Bestandsaufnahme zu E-Mentoring in der Gesundheitsförderung junger Menschen und werfen einen kritischen Blick auf mögliche Vorhaben, mit Apps im großen Stil Daten von Tandems einzusammeln.

Kommen Sie gut ins neue Jahr, in blöden Umständen einen idealen Start in 2022 und immer alles bei bester Gesundheit wünscht Ihnen

Ihr Telemachos



1. Fünf Fragen an Ingrid Paus-Hasebrink: „Medien nicht verurteilen, sondern sie als Chance für junge Menschen verstehen“

Über „Soziales Lernen in der Sendung Sesamstraße“ hat sie 1985 promoviert, über „Heldenbilder im Fernsehen“ 1997 habilitiert. Entsprechend war Mediensozialisationsforschung ein Schwerpunkt des Forschens und Lehrens von Prof. Dr. Ingrid Paus-Hasebrink, bis 2018 Professorin für Audiovisuelle und Online-Kommunikation an der Universität Salzburg. Als Medien- und Kommunikationswissenschaftlerin hat sie sich nicht zuletzt einen Namen gemacht mit einer Langzeitstudie zur Mediensozialisation von sozial benachteiligten Heranwachsenden in Österreich. Geehrt wurde sie unter anderem „für ihr besonderes Engagement in der medienpädagogischen Forschung (...) und der Forschung zu den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen“. Laut Wikipedia ist Ingrid Paus-Hasebrink „dem Geiste der engagierten Sozialforschung verpflichtet“. Deshalb macht sie bewusst Vorschläge, wie man sozial benachteiligte Heranwachsende so fördern kann, dass sie mit Medien kompetent umgehen lernen.

Telemachos: Nicht wenige, zumal viele ältere Patinnen und Mentoren, denen digitalisierte Medien-Techniken fremd sind, runzeln zuweilen die Stirn, wenn es um Medienkonsum und -nutzung von Kindern und Jugendlichen geht. Was sind Klischees und Vorurteile über die Nutzung von Medien, die Mentorinnen und Paten unbedingt überwinden sollten?

Ingrid Paus-Hasebrink: „Kinder und Jugendliche nehmen heute von früh auf an einer breit gefächerten Medienwelt teil. Das ist auch gut so, denn je früher sie lernen – dies allerdings so kompetent und kritisch wie altersbezogen möglich –, umso besser. Medien machen, das sollte man immer im Kopf behalten, nicht 'dieses' oder 'jenes' mit Kindern und Jugendlichen. Sie sind keinesfalls 'allmächtig'.

Eine entscheidende Rolle spielen die sozialen Kontexte, in denen junge Menschen aufwachsen, allen voran die Familie, der Kindergarten, die Schule und die Freizeitwelt der Kinder und Jugendlichen und darin ganz besonders die Peer-Groups. Medien sind in allen diesen sozialen Zusammenhängen – mehr oder weniger – ein breiter konstitutiver Bestandteil kommunikativer Kontexte. Erwachsene, Jugendliche und auch Kinder kommen heute kaum an Medien vorbei.

Alle, die heute Menschen, und ganz besonders Kinder und Jugendliche, begleiten und sie beim möglichst guten Aufwachsen unterstützen wollen, sollten sich daher nicht länger allgemein an Medien reiben, sondern diese vielmehr als eine Chance auch für junge Menschen betrachten, dies jedoch nicht unkritisch, sondern eben mit einer zunächst vor allem wohlwollenden Begleitung. Und das heißt auch immer, mit wachem Blick auf die Kinder und Jugendlichen und ihre Nutzungsweisen.

Medien sind Ausdrucksweisen für Heranwachsende. Wichtig ist es, zu verstehen, weshalb ein Kind etwa ein bestimmtes mediales Angebot besonders gern nutzt und was es ihm bedeutet. Mit einem Kind über seine Vorlieben ins Gespräch zu kommen ist ein besserer Weg als der einer, oft auch vorurteilsbehafteten, Ablehnung.“



Telemachos: Über fünfzehn Jahre lang haben Sie die Mediensozialisation von sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen erforscht. Inwiefern verläuft dieser Prozess bei dieser Gruppe anders als bei besser gestellten jungen Menschen? Haben Medien für sie eine andere Bedeutung, eine andere Wirkung?

Ingrid Paus-Hasebrink: „Um meine Studie zunächst einzuordnen: Ich habe keinen direkten Vergleich zwischen sozial benachteiligten und sozial besser gestellten Heranwachsenden angestellt. Mir ging es um die Frage, was die sozial benachteiligten Kinder der Panelstudie in ihrer Sozialisation geprägt hat, und zwar beginnend in ihrer frühen Kindheit mit ca. fünf Jahren bis hin zum jungen Erwachsenenalter von 20 bzw. 21 Jahren.

Es zeigte sich, dass der Zugang, die Nutzungsintensität oder die Vorlieben für bestimmte Medieninhalte und -geräte nicht direkt von den sozio-ökonomischen und sozio-emotionalen Bedingungen der Familie und ihren Praktiken der Lebensführung bestimmt wurden.

Obwohl die untersuchten Familien zu Beginn der Studie nur über sehr geringe finanzielle Spielräume verfügten, waren alle gut mit Mediengeräten ausgestattet. Doch bei aller technischen Aufrüstung, die die Eltern vor allem am Anfang der Schulzeit ihrer Kinder vornahmen, stellten wir fest: Viele Eltern boten ihren Kindern kaum Anleitung und Unterstützung dazu, wie sie mit Medien umgehen können. Insbesondere die in ihrer Lebensführung stark belasteten Familien waren überfordert und zeigten kaum Kapazitäten, sich um die Mediennutzung ihrer Kinder zu kümmern, ihnen Hintergrundkenntnisse zu vermitteln oder mit ihnen über ihre Medienthemen und -anliegen zu sprechen.

Aufgrund ihrer großen Überforderung überließen diese Eltern ihre Kinder bei der Mediennutzung oft sich selbst oder reagierten restriktiv und verboten den Kindern die Nutzung. Je mehr die Kinder das Internet nutzten, desto eher redeten manche Familien über Datenschutz und die Sicherung der Privatsphäre, jedoch mangelte es den meisten Eltern selbst an entsprechenden Kenntnissen und Medienkompetenz. Einige gingen auch unvorsichtig mit sozialen Medien um, indem sie etwa Bilder auf Facebook stellten, die den Kindern sehr unangenehm waren.

Im Rückblick lässt sich sagen: So wie sich die untersuchten Eltern ihren Kindern gegenüber verhielten, ob sie ihnen Zuwendung, Gleichgültigkeit, Ablehnung oder gar Aggression vermittelten – all das erwies sich als hochrelevant für die Sozialisation der Heranwachsenden. Das emotionale Verhältnis zu ihren Kindern bestimmte auch die Art ihrer Medienerziehung mit.

So wurde über die Jahre eindrucksvoll deutlich, dass elterliches Desinteresse an den Kindern oder gar die Ablehnung eines Kindes mit erheblichen Konsequenzen verbunden war und für manche Kinder gar zu traumatisierenden Erlebnissen führte. Doch auch unangemessen große Zuwendung konnte sich negativ auswirken, wenn etwa Eltern ihre Kinder in Bezug auf Mediennutzung übermäßig kontrollierten, was sich als Zeichen ihres unzureichenden Vertrauens in ihre Kinder erwies, oder wenn einige alleinerziehende Mütter sich übermäßig viel Nähe von ihren Kindern wünschten. Immer wirkten sich diese Konstellationen als Hemmnis in der Sozialisation aus und behinderte die Kinder im Aufbau eigener Handlungskompetenzen.

Die Jungen und Mädchen dagegen, die in ihren Familien Geborgenheit und emotionale Nähe erlebten, hatten es besser: Verglichen mit den Kindern, denen wenig Aufmerksamkeit zuteil wurde, waren sie dem Umgang mit den Herausforderungen ihres Alltags besser gewachsen, nicht zuletzt auch was den Mediengebrauch anbelangt. Diese Kinder entwickelten anspruchsvollere Handlungsentwürfe, z.B. später in Bezug auf ihre Ausbildung. Sie hatten es auch leichter, ihre kognitiven Fähigkeiten zu entfalten und Handlungskompetenzen aufzubauen, als diejenigen Heranwachsenden, die sich in ihren Familien nicht aufgehoben und angenommen wussten und damit stärker auf sich gestellt und weitgehend allein mit den Herausforderungen ihres Alltags, einschließlich ihres Umgangs mit Medien, zurechtkommen mussten.“

Telemachos: Nun haben wir bis hierher von Mediensozialisation und -nutzung unter normalen Bedingungen gesprochen. Aber klar ist, seit Beginn der

Corona-Pandemie hat sich viel verändert, viele Lebens- und Lernprozesse haben nochmals eine neue Dimension, ein neues Ausmaß an Medialisierung erfahren, Stichwort Homeschooling. Was wissen wir, was glauben Sie, wie hat sich die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen seit dem ersten Lock-down verändert? Und was hat das für Folgen?

Ingrid Paus-Hasebrink: „In der Pandemie wurde und wird kaum an die Rechte von Kindern und Jugendlichen gedacht. Viele von ihnen, insbesondere die sozial benachteiligten jungen Menschen, werden vielmehr zu den Leidtragenden und Verlierern in der Pandemie und nicht in ausreichendem Maße mit ihren Belangen wahrgenommen. Die soziale Ungleichheit wächst.

Hinzu kommt, dass in der Pandemie ein digitaler Zugang und die Kompetenz, damit umzugehen, noch wichtiger geworden ist als vorher. Dies trifft, wie Untersuchungen des Deutschen Jugendinstituts zeigen, besonders jüngere Kinder. Sie brauchen noch mehr als ältere die Unterstützung ihrer Eltern. Dies gilt aber ebenso für Kinder aus sozial schlechter gestellten Familien.

Insgesamt zeigte sich, dass die Mediennutzungszeit von Kindern in der Pandemie im Durchschnitt deutlich gestiegen ist.“

Telemachos: Stellen Sie sich vor, Sie halten für freiwillige Patinnen und Mentoren, die sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche begleiten, einen Vortrag über Mediensozialisation und -nutzung junger benachteiligter Menschen. Alle wollen etwas tun, was die Bildungs- und Lebenschancen ihrer Schützlinge verbessert. Was raten Sie, wie sollten Mentorinnen und Paten Medien/-gebrauch zum Thema machen? Was wäre ein wertvoller Beitrag zur Mediensozialisation, wenn man sich auch nur ein paar Stunden die Woche sieht?

Ingrid Paus-Hasebrink: „Wie oben schon angesprochen: Ablehnung – und dies oft ohne genaue Kenntnis dessen, was abgelehnt wird – ist ein schlechter Weg und für Kinder und Jugendliche zumeist ein Bärendienst. Die Kenntnis, um was es geht, ist wichtig.

Doch mit hineinzugehen in alles, was Kinder und Jugendliche tun, sich also auf dieselbe Ebene mit ihnen zu stellen, funktioniert zumeist nicht richtig. Junge Menschen schätzen es nicht, wenn sich ältere mit ihnen gemein machen und auf diese Weise 'verjugendlichen'. Besser scheint es mir, dass sich Menschen, die Heranwachsende unterstützen wollen, mit Interesse und mit

Aufmerksamkeit an ihre 'Schützlinge' wenden: Lassen Sie sich von ihnen erzählen, was sie tun, was sie daran fasziniert und weshalb es ihnen wichtig ist, genau dies zu tun und nicht anderes. Solche Gespräche sind auch möglich, wenn man die zu betreuenden Kinder und Jugendlichen nur selten sieht.

In Interviews mit jungen Menschen habe ich mich oft der so genannten 'Inselfrage' bedient: Was würdet Ihr auf eine einsame Insel mitnehmen? Dieses Gedankenspiel bietet vielfältige Variationsmöglichkeiten und hilft zu verstehen, was und warum Kindern und Jugendlichen etwas wichtig ist. In der Sozialisationsstudie habe ich auch die Methode eingesetzt, dass die jungen Menschen eine Art Netzkarte zeichnen, sich mit einem Kreis in der Mitte anbringen und dann Menschen, aber auch Medien, die ihnen wichtig sind, je nach der gefühlten Nähe zur eigenen Person einzeichnen. Nicht selten standen Computerspiele Kindern näher als die eigene Mutter oder der eigene Vater. Die Zeichenergebnisse bieten Stoff für ein tieferes Gespräch.

Das Allerwichtigste ist jedoch, dass die jungen Menschen spüren: Da interessiert sich jemand wirklich für mich, für meine Anliegen und wie es mir wirklich geht. Dazu bieten sich viele Vertrauen aufbauende und Vertrauen stärkende Möglichkeiten an – und auch eben vieles, was nichts mit Medien zu tun hat. Ein offenes Ohr für die Wünsche der Kinder und Jugendlichen ist dabei ganz wichtig.“

Telemachos: Auch Mentoring selbst ist natürlich von Mediennutzung geprägt bzw. durch Medien ermöglicht. In den USA wird derzeit eine besondere neue Variante propagiert, die sich die Medienaffinität von Kindern und Jugendlichen zunutze machen will. Die Idee geht so: Schüler/innen sollen sich besser entwickeln, indem sie etwa die App Head Space nutzen, um Achtsamkeit zu schulen, oder eine Mathe-App, um schulisch besser klarzukommen. Obwohl solche Bildungs-Apps erwiesenermaßen hilfreich sind, gibt es nur das Problem mit der Disziplin. Hier sollten, dieser Innovation zufolge, die Mentor/innen zum Zug kommen, denn sie sollen dafür sorgen, dass Mentees regelmäßig mit den Apps üben. Eine App, die quasi direkten Zugriff auf das Smartphone der Mentees verschafft, soll den Mentor/innen ermöglichen, zu überwachen, ob auch geübt wird und gegebenenfalls dazu ermutigen, eine Art Big Brother-Monitoring mit Anstupsen. Was halten Sie davon? Wo sehen Sie gegebenenfalls andere Medien-vermittelte digitale Möglichkeiten, junge Menschen zu fördern?

Ingrid Paus-Hasebrink: „Wichtiger als alle technisch gestützten, medialen

Zugänge ist der Kontakt zu dem jungen Menschen, den man unterstützen möchte. Reines Training mit Apps halte ich für keine gute Sache; sie können bestenfalls unterstützen. Denn Lernen ist immer mehr als Training.

Alle Formen technisch unterstützen Lehrens und Lernens sind bisher auch deutlich weniger erfolgreich gewesen, als man sich dies von ihnen erhoffte. Denn der soziale Kontakt ist wichtig und nötig, um mit solchen Angeboten auch gewinnbringend umgehen zu lernen.

Ein altes Beispiel dafür ist die Sesamstraße. Die Forschung zeigte schon früh: Wer zu Hause auf Lernunterstützung zählen kann, lernt sehr viel mehr als die- oder derjenige, die/der diese Möglichkeiten nicht hat. Und jetzt kam die Sesamstraße und wollte anfangs eigentlich gerade die weniger unterstützten Kinder erreichen und fördern. Doch als Kind allein vor der Sesamstraße zu sitzen bringt nicht viel. Erst mit der gemeinsamen Verarbeitung von Lerninhalten, mit dem Besprechen von dem, was gezeigt und wahrgenommen wird, beginnt das Lernen richtig.

Aus allen eigenen Forschungen und denen, an denen ich mitgewirkt habe, wie etwa der über Europa hinausgehenden EU Kids Online-Studie (eukidsonline.net), die sich mit Sicherheitsfragen beschäftigte, zeigte sich: Wer als Kind Aufmerksamkeit bekommt, ernst genommen und mit Würde behandelt wird, wer Hilfe erhält, Selbstvertrauen aufzubauen, auch im Umgang mit dem Internet, ist weniger gefährdet, wirklich Schaden zu erleiden, als andere.

Denn Risiken begegnen Kindern schon früh. Auch das Radfahren ist ein solches Risiko, doch wer würde einem Kind per se das Radfahren verbieten? Es sollte jedoch beim Lernen unterstützt werden und auch darin, dass es Regeln geben muss, damit der Verkehr funktionieren kann.

In diesem Zusammenhang möchte ich meinen 'Habitations-Vater' Dieter Baacke zitieren. Er sagte früher oft, Kinder bräuchten einen klaren Rahmen, aber es sei wichtig, ihnen darin Freiraum zu lassen.

Dazu zählen sowohl nicht-mediale als auch mediale Ausdrucksformen. Welche Ausdrucksformen man dann in der Betreuung und Unterstützung der Kinder wählt, sollte nicht zuletzt mit den Interessen der Kinder selbst zu tun haben. Den einen richtigen Weg gibt es nicht – so einfach ist's leider nicht. Da führen meiner Einschätzung nach eher (viele) verschiedene, auch digitale, und zwar jeweils auf die zu betreuenden Kinder und Jugendlichen angepassten, Wege nach Rom.“

Zum Nachlesen u.a.:

Zur Langzeitstudie von 2005 bis 2021 unter dem Titel „Zur Rolle von Medien in der Sozialisation sozial benachteiligter Heranwachsender“ siehe die Webseite des Forschungsprojekts [hier](#).



2. So wirkt's:

Wenn sich Mentoring-Tandems auch über soziale Medien verbinden: Befunde und (Warn-)Hinweise für die Praxis

Digitale und soziale Medien nutzen, um sich zu verabreden, um Neuigkeiten oder wichtige Ereignisse zu teilen – das gehört zum Alltag modernen Mentoring-Tandems dazu.

Aber was macht diese Kommunikationsschiene mit den Tandems? Lenkt sie davon ab, was doch eigentlich den Reiz und Wert der Mentoring-Beziehungen ausmacht: die Treffen von Angesicht zu Angesicht? Sind die Medien auch Störfaktoren – oder vielleicht sogar Hilfsmittel oder Gelingensbedingungen? Gibt es Anlass, als Mentoring-Programm oder Patenschaftsprojekt Richtlinien dafür aufzustellen?

Lange vor Corona sind US-amerikanische Mentoringforscherinnen diesen Fragen nachgegangen, in einem Artikel, der bereits 2014 erschienen ist, also vor dem ganz großen Boom von Whatsapp, Instagram und Tiktok, der aber dennoch wichtige Einblicke bietet, nicht zuletzt weil er auf einer breiten empirischen Datenbasis beruht, resultierend aus einer Befragung von Freiwilligen und Mentoring-Organisationen. Am Ende lagen Querschnittsdaten von 258 Mentor/innen und 147 Koordinator/innen aus Kanada und den USA vor, die jeweils eher mit älteren Kindern und Jugendlichen zu tun hatten.

Hier einige Einblicke in die Ergebnisse. Der erste zentrale Befund ist wahrscheinlich keine Überraschung:

Wenn Tandems digitale Medien und (damals) insbesondere Facebook nutzen, dann haben sie eher eine höhere Beziehungsqualität. Und die Tandems dauern länger. Dies ist jedoch nicht als kausaler Mechanismus zu verstehen nach dem Motto: Soziale/digitale Medien bewirken eine bessere Beziehung, sondern eher, dass die Medien ein Wirkverstärker sind: Beziehungen, die ohnehin gut sind, finden darin noch ein weiteres, ergänzendes Format des Austauschs, der die Beziehung stärkt. Und wer sich schon seit 20 Monaten kennt – das ist der Durchschnitt bei den befragten Mentor/innen –, der ist eher wahrscheinlich auch auf anderen Kanälen verbunden.

Das alles passe, so sagen die Autorinnen, gut zum allgemeinen Forschungsstand, Stand 2014: Digitale Medien würden demnach eingesetzt, „um bestehende Verbindungen zu erleichtern, anstatt einen engeren Kontakt zu ersetzen“. Man hält damit Verbindungen besser aufrecht und intensiviert sie so.

Allerdings wurden auch negative Wirkungen berichtet. Das insbesondere dann, wenn Missverständnisse entstanden, empfindliche Informationen weitergegeben wurden, wahrscheinlich ohne Einverständnis, und über Social Media etc. diskutiert wurde. Solche Probleme seien jedoch „anscheinend relativ selten“. Dennoch erkennen die Forscherinnen diverse Bruchstellen, auf die Programme eingehen sollten.

1) Da gibt es zunächst das Phänomen, dass Tandems in einen **Konflikt über Mediennutzung** geraten. Wenn Mentor/in und Mentee darüber diskutieren, weisen sie eine signifikant geringere Beziehungsqualität auf. Das wäre verständlich, weil der/die Freiwillige etwa Grenzen setzen will, die dem jungen Menschen nicht passen. Oder weil umgehende Antworten erwartet werden, die die Mentor/innen nicht bieten. Je nachdem wie diese Auseinandersetzung verläuft, beeinträchtigt das den Beziehungsaufbau.

Hier fordern die Forscherinnen vom Programm „eine frühzeitige und klare Kommunikation“ an alle Beteiligten, was an Medieneinsatz erwünscht und erlaubt ist und welche Grenzen zu beachten sind. Es sei „zwingend erforderlich“, dass Programmrichtlinien vorliegen, am besten schriftlich und/oder auch vermittelt in der Vorbereitung, stets „klar und einheitlich“ für beide Seiten. Hier gebe es noch viel Nachholbedarf: Nur die Hälfte aller befragten Programme verfügte laut eigener Angaben über schriftliche Richtlinien für die Nutzung sozialer Medien durch Mentor/innen und Mentees. Und nochmal ein höherer Anteil der Mentor/innen gab an, solche Richtlinien kennen sie nicht.

2) Zudem zeigten einzelne Konflikte, **dass Mentor/innen alters- und bildungsbedingt vieles nicht über Social Media wüssten**, obwohl dies für das Verständnis der Sache und ihres Mentees wesentlich sei. So könnte es dazu kommen, dass Mentor/innen den Social-Media-Gebrauch abwerten, was bei Mentees „zu Schamgefühlen führte oder ihnen das Gefühl gab, dass ihre Mentoren sie einfach nicht verstanden“.

Hier sei daher Aufklärung und Schulung über digitale Medien gefragt. Ganz auch im Sinne unserer Interviewpartnerin in dieser Ausgabe, schlugen die Forscherinnen vor, Mentees in die Schulung von erwachsenen Mentoren und Programmmitarbeitern einzubeziehen. Schließlich hätten die jungen Leute als 'Digital Natives' „das nötige Fachwissen“. Das könne eine positivere Kommunikation in Bezug auf den Umgang mit Medien ermöglichen.

Sie könnten nun einwenden, dass viele junge Menschen auch vieles nicht wissen, was Soziale Medien oder Datenschutz anbelangt, und sie selbst eine Schulung brauchen. Gewiss, vielleicht könnte man im idealen Fall die Schulung für beide Seiten arrangieren. Aber es bliebe dabei: Indem man das Know how der Jüngeren einfließen lässt, wird deren Perspektive auf den Reiz der Medien klarer und so Augenhöhe möglicher.

3) Ein letzter Befund, den der Artikel aufbringt, betrifft noch den **Umgang mit formal beendeten Mentoring-Beziehungen**: Mehr als zwei Drittel der Freiwilligen hatten angegeben, sie wollten mit ihren Mentees weiter über digitale Medien verbunden bleiben, wenn das 'offizielle' Mentoring vorüber sei. Für die Forscherinnen kein Problem, nur müsse man das dann auch als „Übergang zu einer neuen Art von Beziehung“ verstehen. Auch dafür bräuchten Programme „Richtlinien und Schulungen für die angemessenen Grenzen und die Art der sich entwickelnden und fortbestehenden Beziehung“. Eine Forderung, die sich theoretisch schnell erschließt, aber praktisch gar nicht so leicht umsetzbar ist, allein weil alle auch nur begrenzt Zeit haben...

Insgesamt zeigt sich hier mal wieder beispielhaft, was alles so zu bedenken ist in der Patenschafts- und Mentoringarbeit. Und wahrscheinlich auch dafür, wie anspruchsvoll es ist, auf neuralgische Punkte einzugehen, ohne zugleich alle Prozesse überzuregulieren.

Denn Praktiker:innen ist bekannt, dass die Zahl der Regeln überschaubar bleiben muss, damit die Beteiligten erfassen, einsehen und umsetzen können; andernfalls verliert man sie womöglich. Gratwanderungen sind gefragt.

Zum Nachlesen:

Sarah E.O. Schwartz et al.: Mentoring in the digital age: Social media use in adult-youth relationships. In: Children and Youth Services Review 47/ 2014, S. 205-213. Online [hier](#).



3. So wirkt's:

Wenn die Unterstützung via Chat und Mail kommt: E-Mentoring zur Gesundheitsförderung junger Menschen mit unterschiedlichen Krankheiten und Behinderungen

Corona hat auch das geschafft: E-Mentoring in den Mittelpunkt zu rücken. Beziehungsweise hat es mal die Möglichkeit, dass man den Austausch allein oder überwiegend elektronisch und technologisch gestützt umsetzen kann, stärker im Bewusstsein der Patenschaftsszene verankert.

In den ersten Übersichten zu diesem Ansatz (wie hier in Telemachos Nr. 22 [hier](#)) wurde ein Vorteil schnell klar: Unabhängig von Pandemiebedingungen, erreicht man mit E-Mentoring generell bestimmte Zielgruppen von jungen Menschen, für die ein 'richtiges Treffen' eher eine hochschwellige oder wenig naheliegende Angelegenheit ist. Dazu zählen nicht zuletzt junge Menschen mit bestimmten Krankheiten oder Behinderungen.

Aber ihnen einen technologiegestützten Zugang zu Mentoring zu verschaffen bedeutet ja noch nicht, dass es auch wirkt.

Jetzt ist die erste Meta-Analyse erschienen, die vierzehn Studien ausgewertet hat zu genau diesem E-Mentoring, das die Gesundheit und das Wohlbefinden von jungen Menschen fördern will. Konkret waren die Mentees zwischen zehn und 24 Jahre alt, hatten chronische Krankheiten wie Arthritis, Behinderungen oder ein Organ transplantiert bekommen. Oft handelte es sich um Peer-Mentoring, es wurde also mit gleich alten und/oder gleicherfahrenen Mentor/innen gematcht, oft wurde per Chat kommuniziert.

Hier zwei konkrete Projekt-Beispiele aus der Studie:

- Junge Teenager mit Asthma und/oder schweren Allergien werden mit Peer-Mentoren zusammengebracht, die eine ähnliche Erkrankung haben. Drei Monate lang unterstützen Letztere wöchentlich via Chat. Direkt zu messen sind nur wenige signifikante Unterschiede, wie eine Verringerung der Einsamkeit. Allerdings weist vieles darauf hin, dass die Mentees mehr Selbstbewusstsein haben und besser mit anderen über ihre Erkrankung sprechen können.
- Ebenfalls im Chat mit Peer-Mentor/innen unterhalten sich wöchentlich Jugendliche mit Zerebralparese und spinaler Bifida. Auch hier führt der freie Austausch im Online-Raum zu einem besseren Selbstbewusstsein, „weil sie jemanden mit ihrer Erkrankung kannten“. Während die gemessene Bewältigungsfähigkeit nicht zunahm, stiegen aber die Werte für soziale Akzeptanz und das Gemeinschaftsgefühl.

Was sind die Schlussfolgerungen der Meta-Analyse insgesamt?

Zunächst mal schränken die Autor/innen ein: Der Forschungsstand sei aktuell noch unbefriedigend – zu wenige (quantitative) Studien, zu kleine Fallzahlen, zu unspezifische Daten und ungenaue Fragestellungen, nur selten ein Forschungsdesign mit Kontrollgruppen. Trotzdem sind einige konkrete allgemeingültige Aussagen zu finden, nur eben vorsichtig formuliert:

- „Mentoring kann beim Übergang zu einem unabhängigen Leben und der Bewältigung von Krankheiten helfen.“
- „Digitales Mentoring ist vielversprechend, um Jugendliche mit gesundheitlichen und behinderungsbedingten Problemen effektiv zu erreichen.“
- „Die ersten Ergebnisse, die positive Tendenzen zeigen, versprechen, dass sich das digitale Mentoring positiv auf die Gesundheit der Jugendlichen auswirken wird.“

Ein Mechanismus, der zu positiven Resultaten führt, ist der Umstand, dass Kinder und Jugendliche sich zu sensiblen Gesundheitsthemen lieber digital austauschen könnten als in einem 'richtigen Gespräch'. Das Medium erlaubt Distanz zu halten, was dem Bedürfnis entgegenkommt, bei heiklen Fragen eine direkte Bewertung durch andere zu vermeiden, nicht zuletzt um so nicht beschämt zu werden.

Nicht weniger wichtig ist den Autor/innen zufolge: Mit Mentor/innen zusammengebracht, die eine gleiche Krankheit oder Behinderung und Ähnliches erfahren haben, könnte junge Menschen ein stärkeres Selbstbild aufbauen lassen, weil Letztere sich eher als 'typische' Jugendliche fühlen und sich selbst positiver wahrnehmen. Das wäre eine gute Basis, die dafür sorgt, dass viele andere Herausforderungen in der Entwicklung besser angegangen werden können.

Aber auch der ganz praktische Umgang mit einer Krankheit ließe sich gut unterstützen, wenn Mentor/innen die Aufgaben begleiteten, die Patient/innen so auferlegt sind, von der Informationsbeschaffung über Terminmanagement bis zum Verständnis möglicher Behandlungsmethoden. Für die Autor/innen könnte E-Mentoring daher als „Ergänzung zur klinischen Versorgung“ eingesetzt werden, „besonders für Jugendliche, die sich im Übergang zum Erwachsenenalter befinden und lernen, selbstständig mit einer gesundheitlichen Erkrankung umzugehen“.

Zusammengefasst könnte Mentoring also mal wieder Einiges ermöglichen: Äußern, was los ist, erkennen, wer man ist, und umsetzen, was wie zu tun ist, so lautet der Dreiklang des Potenzials hier für gesundheitlich beeinträchtigte Kinder und Jugendliche.

Damit nicht genug, entdecken die Autor/innen auch noch verheißungsvolle Vorteile bei jenen, die sich hier freiwillig einbringen könnten. Mentor/innen mit gleicher oder ähnlicher Erkrankung/ Behinderung wäre es durch ihr Engagement möglich, „ihren eigenen Weg mit den gesundheitlichen Herausforderungen mit einem jungen Menschen zu teilen, der diesen Weg gerade erst beginnt“.

Zum Nachlesen:

Michelle r. Kaufman et al.: E-Mentoring to Address Youth Health: A Systematic Review. In: Adolescent Research Review 9/2021, S. 1-16, online [hier](#).



4. Was kommt:

Wenn Apps Tandems begleiten und vermessen: Kritische Aussichten auf neue denkbare Tools

Die Pandemie war und ist ein Booster für die Digitalisierung von Zivilgesellschaft und Engagement. Und da diverse Förderprogramme weiter dafür Geld ausloben, wird es sehr wahrscheinlich mancherorts Pläne geben, auch Patenschaften und Mentoring einschlägig aufzurüsten – zum Beispiel mit Apps, als kleine Helferlein, die Orientierung stiften mit Information und Datenauswertung.

Nun lassen sich für solche Tools viele praktische Anwendungen vorstellen. So wäre es eine tolle Sache, eine App könnte Hinweise geben, wo und wie man als Tandem anregungsreich und kostengünstig Freizeit verbringen oder gemeinsam lernen kann; Inspirationen sind ja immer willkommen. Auch sinnvoll scheint eine App zur Evaluation. Wie lange habt Ihr euch heute getroffen, wie war die Stimmung, welche Themen kamen auf den Tisch, was hat belastet, was geholfen: Wenn Patinnen und Mentoren dazu Angaben machen würden, bei jedem einzelnen Treffen gar, dann hätte man ein grandiosen Datensatz, der viele Analysen zuließe – ideal für Evaluationszwecke und um Datenmaterial zu haben, das man stolz Förderern und interessierter Öffentlichkeit präsentieren könnte.

Während es die erstgenannten Apps zumindest in anderen Ländern schon gibt und bei uns wahrscheinlich irgendwo in Planung sind, sollte man parallel über ihren Einsatz gründlich debattieren – weil er Nebenwirkungen haben kann.

Ohne hier eine vollständige Erörterung zu liefern, nur ein Gedanke: Es scheint zunächst nicht abwegig, dass gerade, wenn 'Leistungsdaten' von Tandemtreffen erfasst werden, langfristig der Effekt eintritt, dass Freiwillige das angeben, was als erwünscht vermutet wird. Das wäre nicht außergewöhnlich, „what gets measured gets done“ fasst ein alter Management-Spruch ein Konditionierungs-Phänomen zusammen, das in allen Organisationen zu finden ist – nur dass es im Falle von Patenschaften und Mentoring einen Nebeneffekt haben könnte, der ans Eingemachte ginge: an die Motivation der beiden Beteiligten.

Um das zu verstehen, ein kurzer Schwenk zu den wissenschaftlich untersuchten Wirkungen von Sport- und Fitnessapps bzw. -trackern. Hier zeigen sich zunächst viele Vorteile: Wer etwa nach seiner Joggingrunde ein gutes Feedback bekommt, ist das nächste Mal motivierter. Erst recht, wenn die Rückmeldung persönlich gehalten ist, verstärkt das erwiesenermaßen das persönliche

Verhalten. Wer Lust auf Sport treiben hatte, fühlt sich zusätzlich bestätigt. Ein Mechanismus, den man gut auch im Mentoring nutzen könnte.

Doch Wissenschaftler/innen etwa von der TU Chemnitz, die diese Fitness-Apps untersucht haben, verwiesen kürzlich darauf, man müsse auch mit dem sogenannten Korrumpierungseffekt rechnen. Dieser besagt, „dass eine primär intrinsische Motivation für eine Tätigkeit durch externe Belohnungen abgemindert werden kann.“

Demnach kann es dazu kommen, dass man vor lauter Feedback beginnt, die sportliche Aktivität als Arbeit zu empfinden und weniger Lust darauf hat. Der Fokus geht hin zu den Zahlen, die man erreicht hat, und weg vom Gefühl, ob etwas Spaß gemacht oder gutgetan hat. „Motivationsverluste“, sagt Christiane Attig von der TU Chemnitz, „werden wahrscheinlicher, wenn man ohnehin weniger Spaß am Sport empfindet oder Sport aus extrinsischer Motivation heraus macht – etwa um Gewicht zu verlieren oder fitter zu werden“.

Übertragen auf Patenschafts- und Mentoringsituationen, könnte das beispielsweise heißen: Wenn sich in einer Lesepatin durch die Vorgabe, doch bitte nach jedem Treffen etwa die Zahl der gelesenen Seiten einzugeben, nach und nach der Druck aufbaut, es gehe in der gemeinsamen Zeit nur darum, die Leseleistung des Patenkindes zu verbessern und dies vor allem zu dokumentieren und nach außen abzubilden, dann – könnte die Freiwillige vielleicht die Lust an gemeinsamer Lektüre verlieren. Und das Patenkind, wenn es diese Dynamik mitbekommt, gleich mit.

Ein skeptischer Blick würde sagen: Man besäße dann zwar wertvolle Daten, aber im Zuge der Erhebung habe sich eine Voraussetzung guter Ergebnisse aufgelöst.

Was rät die zitierte Wissenschaftlerin für den Umgang mit Sporttrackern? „Wenn man merkt, dass man vielleicht ein bisschen zu häufig daran denkt, ob der Tracker auch alle Schritte erfasst hat oder denkt, dass sportliche Aktivitäten umsonst waren, wenn sie nicht korrekt erfasst wurden, dann könnte es helfen, sich klar zu machen, dass man die Aktivitäten letztlich immer für sich selbst ausführt.“ Und dass der Spaß daran erhalten bleiben solle.

Mindestens eine praktische Schlussfolgerung für Mentoring-Apps zur Evaluation könnte man daraus ableiten: Um Motivationsverluste zu vermeiden, sollte man das Datensammeln bzw. das Tandem-Tracking bitte nicht dauerhaft einsetzen, sondern nur für einen konkreten Zeitraum.

Auch in diesem Kontext landet man also wieder bei einer häufiger erwähnten Debatte (siehe „Telemachos“ Nr. 24 [hier](#)): Sollten Patenschaftsaktivitäten stets ein Mittel zum Zweck oder eher ein Zweck an sich sein? Ausgehend von dem geschilderten Mechanismus, würde man sagen: Extern gesetzte Zwecke dürfen nicht zu stark präsent werden. Eine 'Kolonialisierung der Mentoring-Lebenswelten' sollte man vermeiden. Was durch aufdringliche Datenerfassung aber passieren kann.

Eine Lektion, die auch schon eine englische Forscherin eindrucksvoll belegen konnte, in unserem Interview mit Helen Colley in „Telemachos“ Nr. 5 ([hier](#)). Überwölben äußere Vorgaben die Tandem-Aktivitäten, drohe den Beteiligten eine Entfremdungserfahrung, so ihre Warnung.

Ein im Übrigen im humanistischen Diskurs schon immer thematisiertes Problem: Es ist schon etwa von Heinrich von Kleist als Rahmenbedingung von Grazie beschrieben worden am Beispiel dieser Geschichte: Ein Mädchen tanzt still und heimlich vor sich hin – und zwar wunderschön! Aufmerksam geworden, fordern Erwachsene es auf, den Tanz für sie zu wiederholen. Doch das schafft es nicht mehr so graziös wie zuvor, nicht unter dem Druck der Beobachtung. Die Natürlichkeit ihrer Aktivität ist weg.

Zum Nachlesen:

Matthias Frejes: *Wie Schrittmesser den Spaß am Sport beeinflussen.* Artikel auf der Webseite der TU Chemnitz vom 28.8.2018 [hier](#).



5. Aufgelesen: Der Sachverständigenrat Wirtschaft als weiterer ökonomischer Befürworter von Mentoring

Schon spannend, wie Expert/innen in Sachen Ökonomie zu öffentlichen Treibern von Mentoring für junge Menschen geworden sind. Es scheinen keine

Einzelfälle zu sein: In immer neuen Gremien wird gefordert, diese Form der Förderungen auszubauen.

Nachdem der Verhaltensökonom Armin Falk und seine Kolleg:innen dafür trommelten, ausgehend von den beachtlichen Ergebnissen ihrer Studie zu „Balu und Du“, und danach auch die Corona-Empfehlungen der Leopoldina – der „Telemachos“ berichtete etwa in Nr. 26 [hier](#) –, hat sich jetzt der „Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung“ geäußert. Schon in den 60er Jahren vom Bundestag eingerichtet ist dies ein Gremium der wirtschaftswissenschaftlichen Politikberatung, aktuell mit vier Professor:innen aus wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen besetzt und stets damit beauftragt, „die wirtschaftliche Lage und deren absehbare Entwicklung (darzulegen) und Fehlentwicklungen und Möglichkeiten zu deren Vermeidung oder Beseitigung (aufzuzeigen)“.

In seinem im November erschienenen Jahrgutachten bzw. in dessen Kurzfassung mit dem Titel „Transformation gestalten: Bildung, Digitalisierung und Nachhaltigkeit“ diagnostiziert der Sachverständigenrat, nachdem er eine gestiegene Verbraucherpreisinflation, eine normalisierte Arbeitskräftenachfrage und eine unklare Produktivitätsentwicklung skizziert hat, [Folgendes](#):

„Der Bildungsbereich gehört zu den von der Corona-Pandemie am stärksten betroffenen Bereichen. Kinder und Jugendliche, Studierende sowie Auszubildende mussten weitreichende Einschränkungen des Bildungsangebots hinnehmen. Dies hat insbesondere bei Leistungsschwachen und sozial Benachteiligten zu bedeutenden Lern- und Entwicklungsrückständen geführt.“

Für alle Entwicklungen brauche es andere, neue „Handlungsoptionen, wie die Transformation gestaltet werden kann. Es gilt dabei, die Volkswirtschaft zur Transformation zu befähigen, ein geeignetes Umfeld für die Transformation zu schaffen und die Chancen der Transformation zu nutzen“. Als erster Punkt wird hier genannt:

„Um die Gesellschaft langfristig zur Transformation zu befähigen, ist die Bildung von Kindern und Jugendlichen entscheidend. Es gilt möglichst zielgerichtet die in den vergangenen Monaten entstandenen Lern- und Entwicklungsrückstände aufzuholen. Dazu könnten etwa verstärkte Einzel- und Kleingruppenförderung während und außerhalb der Unterrichtszeit,

außerschulische Mentoringprogramme sowie der verstärkte Einsatz adaptiver digitaler Lernsoftware im Unterricht beitragen.“

Wir zitieren das hier so ausführlich, weil solche Stellungnahmen konkrete Erwartungen formulieren und kreieren, die von anderen Akteuren übernommen und weitergetragen werden. Aus der Mentoring-Forschung weiß man inzwischen, dass diese externen Erwartungen auch stark das Geschehen in Programmen und Tandems prägen (siehe „Telemachos“ Ausgabe Nr. 5 [hier](#)). Zugleich ist es natürlich eine hilfreiche Sache für Lobbying und Öffentlichkeitsarbeit, wenn man eine solche Institution als Fürsprecherin hat.

Last but not least

... freuen wir uns aufs Wiedersehen und -lesen in 2022!

[Impressum](#)

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin
Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,
Mail: info@kipa-berlin.de
www.kipa-berlin.de

Vorstand: Jasmin Azar, Sarah Bloesy, Rebekka Meyer, Bernd Schüler
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Autor: Bernd Schüler
Redaktion: Gloria Amoruso, Florian Amoruso-Stenzel, Bernd Schüler
Mail an die Redaktion: telemachos@kipa-berlin.de
Foto: privat

Foto: Mentoring.org. Design: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief 'Telemachos' wird über die 'Aktion Zusammen wachsen' des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.



BILDUNGSPATENSCHAFTEN STÄRKEN, INTEGRATION FÖRDERN.

Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

[nach oben](#)





Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 28/ Dezember 2021 -

[Diese Email im Browser anschauen](#)

